

„Der himmlische Spiegel“

(Tanztheater, inspiriert von Hieronymus Bosch, „Der Garten der Lüste“)

Predigt am 23.02.2020 in der Apostelkirche, Münster

Es ist ein in Kribbeln und Wimmeln, Kriechen und Krabbeln, Schleichen und Schlängeln, spielerisch, possierlich, dann aber ein Stoßen und Stürzen, Schlagen und Jagen, Stakkato und Stechschritt. Bezaubernde Wesen, witzig, frivol, übermütig, lustig, dann aber mordlustige Meute, rasend, fanatisch, mit spitzen Speießen.

So ziehen sie ihre Kreise, immer wieder Kreise unter dem kreisrunden Spiegel, der über allem am Himmel hängt.

Wohin bloß mit den Augen? Überall diese Körper, einzigartige Phantasiefiguren, immer wieder verschlungen zu Knäueln aus Leibern, unendlich biegsam. Was für eine Leichtigkeit – wie schwer muss das sein!

Hans Henning Paar hat Hieronymus Boschs Wesen aus dem Garten der Lüste aus dem Triptychon steigen lassen, die Figuren zum Leben erweckt und die Puppen zum Tanzen gebracht. Sie tragen die rissige Patina des alten Gemäldes am Leibe. Ihnen zuzuschauen, Pierre Osers Musik in sich eindringen zu lassen, das ist verzaubernd, und es ist verstörend und beklemmend zugleich. Zwischen den frei und fröhlich sich tummelnden Wesen, die der Ursuppe entsprungen sind, schwebt der Nachtvogel, die Eule, und kündigt: Das hier, das ist alles zu schön, um wahr zu sein.

Der Traum vom paradiesischen Glück verwandelt sich in den Alptraum höllischen Horrors. Schleichend, sacht. Anders als bei Boschs Triptychon. Da ist auf dem linken Flügel die Erschaffung Adams und Evas im Garten Eden zu sehen, im Mittelteil des Bildes der bunte ausschweifende Lustgarten und rechts hart daran stoßend der Flügel mit dem schwarzen apokalyptischen Inferno.

Hier, im Tanz, ist die Verwandlung fließend. Du merkst nicht sofort, wie das Glück sich vergiftet, und du spürst doch, dass da was unheimlich wird, dass das Licht fahl wird, die Musik aggressiver. So wie da im Spiegel über der Bühne diese roten, verlockenden Erdbeeren prangen und du erst gar nicht gewahr wirst, wie sie winzige braune Stippen bekommen, bevor sie mit Macht faulen und schimmeln.

So ist das mit dem Braunwerden, im Blick auf Hanau ein fast prophetisches Bild – wenn man nicht auf die kleinen braunen Stippen achtet und sie verharmlost, explodiert die Fäulnis.

Vorgestern haben wir es mit Grauen beobachtet.

Vom schönsten Glück tanzt man in den schlimmsten Terror. Von der Liebeslust in die Mordlust. Auch wenn man in seinem bequemen Theatersessel im Parkett sitzt, bewegen sich die Gefühle mit, spürt man den Sog, den das Unheil hat. Und nach diesen achtzig Minuten tanzt einem der Gedanke im Kopf:

Muss das so sein? Ist der Mensch so? Ist das der zwangsläufige Wahnwitz der Welt? Wie kann man das aufhalten?

Was soll die Theologin darauf antworten, liebe Gemeinde? Sie wird mit Sicherheit nicht das alte Lied singen, das die Kirche der Vergangenheit so gern gesungen hat: Lust ist aller Laster Anfang, und Sex bringt Verderben. So sagt das eh niemand mehr. Die kirchliche Neuauflage der Lustfeindlichkeit ist der moralische Einspruch gegen die Spaß- und Wellnessgesellschaft. Und die säkulare Kritik am lustigen Leben ist der Ruf, dieser oder jener möge doch bitteschön endlich „aus seiner Komfortzone kommen“. Da sitzen jetzt offenbar alle drin, ob das der SUV ist oder der öffentlich-rechtliche Rundfunk oder die Schule oder die Kulturszene oder die Trainerbank beim Fußball. Alle raus aus der Komfortzone, heißt es jetzt. Das Muster ist gleich: wenn du da bleibst, wo das Leben angeblich lustig und bequem ist, wird das nix mit dir. Dann wird es böse enden. Auch wenn an der Lust- und Libidokritik manches berechtigt ist: In der alltäglichen Lebenserfahrung geht das aber nicht so auf, und der moralische Zeigefinger nervt ungeheuer.

Die Theologin könnte es mit der Utopiekritik versuchen und kommentieren, dass es schon immer in der Hölle geendet ist, wenn man versucht hat das Paradies auf Erden zu schaffen, und dass es mit guten Utopien regelmäßig schlecht ausgegangen ist, wenn sie sich angeschickt haben, real zu werden – siehe den Kommunismus, siehe das Täuferreich zu Münster. Nur finde ich nicht, dass es im Moment Zeit ist, gegen Utopien zu lästern. Es ist nämlich auch so, dass kein Gutes jemals entstanden ist ohne die Kraft des Visionären, ohne Vorstellung davon, wie ein gutes Leben, wie eine glückliche, eine heilere Welt aussehen könnte. Davon haben wir im Moment viel zu wenig. Wir haben Angstszenerien zuhauf, aber keine Hoffnungsutopien.

Ist der Garten der Lüste so eine Hoffnungsutopie? Er ist eine U-Topie, ist nicht von dieser Welt und hat keinen Ort in ihr, dieser blühende Garten, in dem sich die Menschen und die sie umgebenden Tiere und Phantasiewesen ergehen. Auch zeitlos ist er; es gab ihn zu keiner Zeit. Ist diese zeitlos utopische Szene das Paradies? Viele meinen das. Sie meinen Bosch habe hier phantasiert, wie das Leben im Paradies sich gestaltet hätte, wenn Adam und Eva nicht in die Frucht gebissen hätten, wenn sie den Garten Eden nicht hätten verlassen müssen, wenn die Menschen sich in ihm vermehrt hätten und sich im Einklang mit der Natur endlos vor sich hin leben könnten.

Nein! Der Garten der Lüste ist nicht das Paradies. Überhaupt nicht! Auch wenn da so leichthin gelebt, geliebt, gegessen, getrunken wird, auch wenn da weiße und schwarze Menschen einträchtig das Leben genießen, auch wenn da alle jung und wohlgestaltet, frisch und unverbraucht sind, auch wenn alles prangt und prunkt: das ist nicht das Paradies.

Warum nicht?

Weil da was fehlt.

Und jetzt komme ich zu dem anderen Gedanken, der mir nach Betrachten des Bildes und nach der Aufführung die ganze Zeit durch den Kopf tanzte: Da fehlt doch etwas Wichtiges, etwas mehr als Wichtiges, etwas ganz Wesentliches, was den Menschen ausmacht. Da fehlt etwas, ohne das der Schöpfer sich seine Welt nicht vorstellen konnte. Im Garten der Lüste unter dem himmlischen Spiegel, da wird gespielt und gebalgt, da sprudelt und wächst und quillt alles, da menscheln die Vögel und da vögeln die Menschen.

Aber: Da wird gar nicht gearbeitet! Das zu denken, kam mir zunächst – zugegeben – etwas spießig vor. Doch so ist es: Im Garten der Lüste arbeitet niemand!

Das biblische Paradies Garten Eden ist aber gerade kein Schlaraffenland. „Und Gott der HERR nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn *bebaute und bewahrte*“, heißt es an der entscheidenden Stelle in der Genesis. Martin Buber übersetzt die Aufgabe des Menschen mit *bedienen und behüten*, die Bibel in gerechter Sprache mit *bearbeiten und beaufsichtigen*. Jedenfalls soll der Mensch im Paradies keine ruhige Kugel schieben, um es in Anlehnung an Boschs Vorliebe für das Runde und den Kreis zu formulieren. Gott hat das selbst auch nicht getan, wird erzählt: *Er pflanzte einen Garten*. Ein kurzer Satz, aber lange Arbeit. Gott hat die Ärmel aufgekrempt und hat den Garten angelegt, hat in fürsorglicher Maloche dem Menschen einen Wohnort geschaffen, der schön gestaltet ist und als Lebensgrundlage mehr als genug gibt.

Allerdings: nicht ganz von selbst. Der Mensch muss arbeiten. Besser sollte man sagen: Der Mensch darf arbeiten. Er wird gebraucht. Er darf darin in gewisser Weise Gott ähnlich werden, er darf schöpferisch sein und bewahrend. Der Mensch arbeitet nach Vorstellung der Bibel nicht, um für die Götter zu sorgen und für sie die Nahrung heranzuschaffen, wie das in anderen anderen Mythen war. Gott sorgt für den Menschen und sorgt dafür, dass der für sich selbst sorgen kann. Der Mensch arbeitet für den eigenen Bedarf und Genuss. Arbeit ist etwas, was zu seinem Menschsein gehört. Dass die Nazis ihr Mord- und Entmenschlichungsprogramm mit „Arbeit macht frei“ überschrieben, ist gottloser, dreckiger Zynismus. Arbeit ist keine Strafe, keine Plage,

keine Entfremdung, keine Ausbeuterei. Und sie soll das auch um Gottes Willen nicht werden. Sie soll anstrengend sein, fordernd, Kraft zehrend, all das. Sie soll die Schöpfung bewahren, aber nicht in die Erschöpfung führen.

Das Wort Adam, Mensch, heißt übersetzt so etwas wie „Erdling“, Erde, Ackerboden, nämlich heißt Adamah, ein feminines Wort. Er ist ein Wesen, das vom Acker lebt, und zwar indem er ihn bearbeitet und behütet. Er kann nicht ohne das, es steckt ihm in Fleisch und Blut.

Wenn Sie das heute einen geradezu modernen ökologischen Gedanken finden, nur zu!

Im Gewimmel der Lüfte aber nichts von alledem! Da wird nicht gearbeitet, auch wenn es harte Arbeit für die Tänzerinnen und Tänzer ist. Der himmlische Spiegel reflektiert im Bild der faulenden Früchte die Faulheit dieser Menschheit im bewegten Müßiggang. An ihrer Arbeitslosigkeit mag es auch liegen, dass man die Menschen, die Bosch malt, gar nicht als richtige Menschen wahrnimmt. Sie erscheinen einem wie Puppen, happy, aber ausdruckslos, charakterlos, blutleer, nichtssagend. Kein Wunder, denn in dieser wundersamen Welt haben die Menschen alles im Überfluss, aber ohne Anstrengung. Versonnen lächelnd, bewegen sie sich in Blasen, blasierte Leute. Ehrlich: Ich möchte nicht zwischen ihnen vegetieren.

Sie sind so schrecklich glücklich. Hier ist alles Plastik, noch bevor es Plastik gab. Ihr anstrengungsloses Glück in völliger Abwesenheit von Leid, von negativen Erfahrungen und negativen Gefühlen ist ein Plastikglück. Die Körper, so frei von Schwielen und Narben, sind Plastikkörper. Ihre Schönheit, so ohne Unebenheit und Eindruck, ist Plastikschoenheit. Es ist dies eine Schoenheit, geformt aus derselben Aesthetik wie Apple: alles rund, alles glatt, alles glänzend: alles platt. Es sind dies Menschen, bei denen viel los ist, aber eben keine erlosten Menschen. Es sind dies Menschen, die ewig leben, aber keine, die vom Tod erstanden sind. Sie haben den Tod noch vor sich, aber das ahnen sie nicht. Hans Henning Paar hat dieser Plastikhaut Risse verpasst. Er sieht in ihnen aufgeplatzte Patina. Auch aufgerissene Erde sehen manche in den Trikots der Tanzenden. Ich sehe die Rissigkeit ihres Plastiklebens.

Man wundert sich dann nicht, dass diese Menschen die Welt langsam aber sicher zur tödlichen Hölle machen. Sie kennen kein Leid. Wie sollten sie fähig sein Mitleid zu haben? Wie sollten sie fähig sein zu trösten? Wie sollten sie fähig sein, Angst zu haben? Sie kennen keine Arbeit. Wie sollten sie verstehen, dass sie einander brauchen? Wie sollten sie den Wert von Dingen verstehen? Wie sollten sie verstehen, dass etwas Anfang und Ziel haben muss?

Der himmlische Spiegel hält es ihnen vor, zeigt ihnen, dass da etwas faul ist, dass die Fäulnis Verderben bringt. Aber die da ihre Kreise ziehen, die haben nur Augen für die Erde.

„Der himmlische Spiegel“ reflektiert, was unten geschieht, reflektiert es im doppelten Sinn: er wirft es zurück, aber nicht so, dass es einfach das seitenverkehrte Bild wäre. Ist er das Auge Gottes? Das Auge der Wahrheit? Er wirft es jedenfalls verfremdet zurück und zugleich gedeutet und bedeutungsvoll. Der Spiegel reflektiert das Verderbliche im scheinbar unschuldigen Spiel und den Strudel des Unheils. Wer Augen hat zu sehen, der sehe. Aber es gilt, was Paulus schreibt: Selbst, wenn wir hinschauen, wir sehen nicht klar. „Unsere Erkenntnis ist Bruchstück“, schreibt er. „Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse.“ Das ist das Schicksal unserer irdischen Existenz. Und wenn wir uns tausendmal einbilden: Wir behalten die Übersicht! Nein, unser Wissen ist unvollkommen, trüb, verzerrt wie ein beschlagener Spiegel. So ist das. Wir befinden uns noch nicht in der Weltzeit, wo Gott alles in allem ist und wir den vollen Durchblick haben.

Uns rettet darum nicht mehr Erkenntnis, uns retten mehr Glaube, Hoffnung und Liebe.

Aber in unserem Zeitalter suchen wir den Spiegel sowieso nicht mehr am Himmel oder bei Gott oder im Transzendenten. Es ist das Zeitalter der Selbstbespiegelung. Wir bespiegeln das Ego, machen Selfies, lauschen auf das eigene Echo. Wir alle, diesmal ist das kein schlechter Predigtjargon, sondern die bittere Wirklichkeit, denn: Das ist fast keine Entscheidung mehr, man kann sich dem kaum noch entziehen, ob man will oder nicht. Amazon und Google sagen einem, worauf man Lust hat und was einen glücklich macht und wer man ist. Sei also ganz Du selbst! Das große „Du bist du“ ist angesagt, ist bei uns nicht zufällig zum Taufschlager geworden, anders gewendet „Ich bin ich!“ wird das unversehens eine Hymne des Narzissmus.

Die positive Psychologie erklärt einem dazu, dass das Glück in einem selbst liegt und dass es darauf ankommt, diesen Schatz aus dem eigenen Selbst zu heben. Eva Illouz, die kluge Soziologin aus Jerusalem, hat gerade ein Buch herausgebracht, sein Titel: „Das Glücksdiktat“. An das musste ich denken, als ich den Garten der Lüste betrachtete. Sie malt, ganz ähnlich wie Hieronymus Bosch aus, welche schwarze Seite der Glücksirrsinn hat, und wie er kaputt macht und das Soziale zersetzt. Die beliebte Psychologie des positiven Denkens haben wir mit Löffeln gefressen in den letzten Jahren. Sie kehrt auf pseudowissenschaftliche Art und Weise den Zusammenhang von Glück und gutem Leben um. Früher war es so: Man hatte Arbeit, Erfolg und ein gutes Leben und war dann glücklich. Jetzt aber heißt es: Werde glücklich, denk positiv, dann bekommst du Arbeit, erreichst deine Ziele und findest ein gutes Leben. Glückliche Menschen sind erfolgreicher und schaffen eine bessere Welt, ist das Credo. Lächle, und die Welt lächelt zurück, sein Imperativ. Smile or die! Und so hat sich eine Glücksindustrie entwickelt, die Glückswaren verkauft, um Menschen bei der Optimierung ihres Glücks zu helfen, ein blasiertes Glück, das man nicht draußen, nicht im Himmel, sondern nirgends anders als im eigenen Inneren findet.

Die Welt wird vielleicht sehr glücklich zum Teufel gehen, liebe Gemeinde. Darum ist es so wichtig, dass wir die Passion in den Kirchen feiern. Ja, feiern. Wir feiern, dass sich einer aus Liebe hat umbringen lassen, dass er nicht sein Glück, sondern das Heil der Anderen gesucht hat. Wir feiern, dass er nicht den Garten der Lüste, sondern den Garten Gethsemane aufgesucht hat, wo er geweint und Angst ausgestanden hat.

Ein Hoch auf Menschen, die bereit sind, Leid auf sich zu nehmen. Ein Hoch auf die negativen Gefühle. Ein Hoch auf Menschen, die Wut, Unbehagen, Zweifel, Angst und Schmerzen nicht aus ihrem Leben fortscheuchen wollen. Damit meine ich nicht, dass Leid eigentlich eine schöne Sache ist. Ich meine vielmehr, dass das Paradies keine anstrengungsfreie, arbeitsfreie und leidensfreie Zone ist. Ich stelle mir Adam und Eva als Menschen vor, die ohne Scham weinen, wütend werden und Schmerzen empfinden können, eben als passionierte Menschen.

Hans Henning Paars Quelle der Inspiration ist diese Widersprüchlichkeit und Vielschichtigkeit, die wir Menschen in uns tragen und die erst die Fülle unseres Menschseins ausmachen, erzählt er. Er sagt es nicht zuletzt in der Erinnerung an den geliebten Opa, den Kunstmaler, der zeitlebens das Grauen des Weltkriegs in seiner Erinnerung und die Kriegsverletzung am Leib trug. Was Leben und was Sinn ist, lernt man nicht unbedingt von denen, die mit heiler Haut durch den Garten der Lüste flanieren, sondern von denen, die mit Gasmasken der Hölle entronnen sind.

Das Bild, wie es mit der Menschheit im Garten Eden weitergegangen wäre, ist noch zu malen. Ob es jemand vermag, ist die Frage, denn wir alle haben mit Adam und Eva von der Frucht gegessen. Wir haben die Vorstellung von einer unschuldigen Welt verloren, aber nicht die Sehnsucht danach. Die Utopie vom Paradies im Garten Eden ist die verlorene Heimat, in die es uns zieht. Sie ist unsere ersehnte Zukunft als Herkunft ausgemalt, unser Sehnsuchtsort. Sie ist das Prinzip Hoffnung der Bibel. Das ist der Garten Eden: „das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“ (Ernst Bloch).

Wie wir diesen Sehnsuchtsort auch nennen, Paradies oder Himmel oder Reich Gottes. Wir hören nicht auf, Gott darum zu bitten: Dein Reich komme.

Silke Niemeyer